

Paul M. Zulehner

Gottesdienst als Menschendienst

Von der diakonalen Kraft der Liturgie

Rituale sind menscheitsaltes Kulturgut und vereinen in sich stets eine therapeutische und eine »leutereligöse« Dimension. Damit in der Liturgie darüber hinaus »Gotteserfahrung aus erster Hand« möglich wird, braucht es einen behutsamen statt eines fordernden Umgangs mit den Menschen, die in der Begegnung mit dem Heiligen zugleich getröstet und aufgestört werden. So beschreibt der Wiener Pastoraltheologe Liturgie und Diakonie nicht als Gegensätze, sondern in einem dialektischen Bedingungsverhältnis.

● Wer Liturgie und Diakonie trennt, noch dazu abge sondert von der Martyria und der Koinonia, gerät theologisch in die Sackgasse. Die Trennung macht lediglich dann einen Sinn, wenn man das eine nach dem anderen untersuchen und unterrichten will. Im Vollzug aber ereignen sich diese »Bereiche« christlich-kirchlicher Lebenspraxis stets ineinander. Nicht ausgeschlossen wird damit, dass die Mischungsverhältnisse jeweils verschieden sind. Das ist immer und bei jeder Person der Fall. Es ist dann auch zu erwarten, dass in den einzelnen Vollzügen jeweils die Akzente anders gesetzt sind. Daraus folgt bereits als Binsenwahrheit, dass die christliche Lebenskunst stets ein lebenslanger Balanceakt ist.

Natürlich gibt es die kurzatmige Versuchung, statt der Balance, theoretisch zumindest, einen »Bereich« herauszuheben und diesen zu einem zentralen Quellbereich zu machen. Die einen machen das mit der Frömmigkeit, für die dann auch Spiritualität, Mystik, aber eben auch Gottesdienst steht. Die anderen erheben dann die Diakonie, also den Menschendienst, gleich zum Paradigma und erklären den bunten Kosmos christlich-kirchlichen Lebensvollzugs »eindimensional« von hier aus. Theoretisch haben aber die komplexeren Modelle stets höhere Wahrscheinlichkeit, der Realität näher zu sein. Exegeten haben dies begriffen und halten die schwierigere Lesart zunächst für die ursprünglichere. Eindimensionalität hat eine Verarmungsgarantie in sich.

Multidimensional zu denken und damit die Kunst des Ausbalancierens zu verbinden wird so zur Grundherausforderung einer nicht ideologisierten Pastoraltheologie. Das heißt auch bereits für unseren Titel »Gottesdienst als Menschendienst«: Der Clou liegt im »als«, welches nicht reduktiv gelesen wird, also Gottesdienst auf Menschendienst verkürzend. Vielmehr ist das »als« zu verstehen als dialektische Verschärfung: Je mehr Gottesdienst Gottesdienst ist, hat er auch eine Chance zum Menschendienst zu werden. Je mehr Gottesdienst Menschendienst ist, desto intensiver wird er

Gottesdienst. Je mehr Menschendienst Menschendienst ist, desto mehr trägt dieser in sich bereits den Keim des Gottesdienstes, wie Matthäus im 25. Kapitel seiner menschenflüchtig-fremden Gemeinde zu erklären versuchte.

Das Balancieren hat damit aber erst angefangen. Es setzt sich fort, wenn wir die Vieldimensionalität aller Handlungen bedenken, der gottesdienlichen ebenso wie der menschen-dienlichen. Ich zeige dies im Folgenden an den beiden Vorgängen der kirchlichen Rituale sowie der Eucharistiefeyer. Analog können die Einsichten auch auf andere liturgische Ereignisse übertragen werden.

Vom Trost multidimensionaler Rituale

● Rituale sind multidimensional. Das kann allein daran ersehen werden, dass sie menschheitsaltes Kulturgut ebenso sind wie sie auch zur Kernausrüstung aller Religionen gehören. Zumal um die Lebenswenden haben sich religiöse Rituale ausgebildet, die auch dann von Menschen gesucht werden, wenn sie sich aus dem Einflussbereich einer religiösen Gemeinschaft entfernen. Nach neuesten Untersuchungen hält selbst ein Teil »atheisierender« Personen kirchliche Handlungen zur Geburt eines Kindes, zur Eheschließung Liebender und zur Beerdigung Angehöriger für wichtig.¹

Rituale haben eine therapeutische Dimension.² Sie ereignen sich an der Schnittstelle von Bewusstem und Unbewusstem und vermögen tiefsitzende Ambivalenzen des Daseins zu bearbeiten. Es sind aus seelischen Tiefen entspringende Gefühle von Hoffnung und Angst, die sich rund um Geburt und Tod, Macht und Sexualität melden und gezähmt werden wollen. Zugleich liegen diese Rituale aber auch an

der Schnittstelle zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft. So sieht der Ethnologe Malinowski³ die Rolle jener Menschen, die mit einem trauernd Hinterbliebenen am offenen Grab stehen, darin, dass sie verhindern, dass

»Rituale wirken entchaotisierend, spenden Trost und vernetzen«

der Trauernde in den Tod des anderen mitgerissen wird; zumindest könne die Hinterbliebene sich während der andrängenden Trauer, die Ausdruck der beginnenden Auflösung jener Lebenswelt ist, die sie mit einem nahen Menschen gemeinsam aufgebaut und bewohnt hat, auf den Beinen halten. Zwei tröstliche, damit menschendienlich-diakonale Wirkungen der therapeutischen Dimension von Ritualen werden bereits ersichtlich. Die eine: Rituale wirken im Widerstreit tiefer seelischer Kräfte entchaotisierend, schützen vor dem befürchteten Verschlungenwerden, spenden Trost in der Untröstlichkeit. Zudem vernetzen sie. Denn Rituale sind keine private Angelegenheit, sondern lassen die Nähe einer tragenden Gemeinschaft spürbar werden.

Sodann haben Rituale eine »leutereligiöse« Dimension. Auch diese ist menschendienlich, also diakonal. Leutereligion ist auch an die Erfahrungen von Ambivalenzen gebunden. Da haben Eltern die Gefühle der Freude, wenn sie ein Kind zur Welt bringen. Sie staunen und bewundern das Wunder eines geschenkten Lebens, von dem sie nur sehr vordergründig sagen, sie hätten »das Kind gemacht«. Sie ahnen aber auch schon etwas von der Fremdheit, vom befremdlichen Eigensinn dieses neuen Lebens. Zwar wissen sich Väter und Mütter dann fürs Gedeihen verantwortlich. Zugleich spüren sie aber auch ihre Gestaltungsohnmacht

angesichts der Umstände, in denen das Kind aufwächst, angesichts einer interessanten und doch zugleich immer unübersichtlicheren Welt. Solche Ambivalenzerfahrungen sind religionsproduktiv, und das seit alters her. Und wohl auch unbemerkt dann noch, wenn jemand rational der Religion abgesagt hat und dabei kulturell unterstützt wird, wie dies in atheisierenden Kulturen Europas, etwa in Tschechien und Ostdeutschland nachweislich der Fall ist.⁴ Der leuterreligiöse Urvorgang sieht dann – theoretisch auseinander gedacht – so aus: Da ist zunächst das Wissen um eine »Welt Gottes«, um einen Wirklichkeitsbereich, der besetzt wird mit den Eigenschaften heil, heilig, bergend, tröstend, eine »paradiesische« Welt also ohne Tod, Tränen, Klage, Mühsal und Trauer (Offb 21,4).⁵ Leuterreligion ist der Ver-

»Ambivalenzerfahrungen sind religionsproduktiv«

such, mit dieser heiligen »Ordnung« (es wäre in zwanghaften Kulturen wie unserer besser zu sagen »Kosmos« oder »Nomos«) in Beziehung zu treten, das bedrohte Leben in sie »einzuordnen« und sie damit »in Ordnung« zu bringen. Es ist das Ahnen dieses Vorgangs, wenn ein Vater einem schreienden Kind in der Nacht zutröstet: »Sei ruhig, es ist ja alles in Ordnung«, oder wenn unsere Vorfahren Paare aufforderten, endlich ihre »wilde« Ehe »in Ordnung« zu bringen. Die Leuterreligion lebt vom Ahnen, dass hinter unserer vordergründigen Wirklichkeit eine andere ist, die uns trägt, und zwar auch noch im chaotischen Tohuwabohu (Gen 1,2) des Todes. Solche »Einordnung« in die bergende Welt »dahinter« lässt die Leuterreligiösen hoffen, dass die Merkmale dieser Welt auf das aktuelle Leben, auf das Kind, auf die Lieben-

den, die Hinterbliebenen überspringt. Leben kann dann auf der Seite der Hoffnung gehalten werden, das Chaotische, Bedrängende, Beängstigende wird gezähmt. Dies gilt es nun aber sinnhaft zu »erfahren«. »Fahrzeuge« sind in allen Religionen die Rituale. Sie stellen das Unsinnhafte (die Welt »dahinter«) sinnhaft dar und inszenieren diese andere, außeralltägliche Welt sprachlich, in heiligen Räumen, anderer Kleidung, durch Düfte, eigene Musik, die unübliche Lebensform der Ritendiener/innen als Repräsentanten/innen einer anderen Welt. Zugleich ist jenes Leben (auch physisch!) präsent, welchem das Ritual gilt, das Kind, das Paar, die Toten wie die Hinterbliebenen. Anders als bei der therapeutischen Dimension geht es bei der leuterreligiösen darum, dass hier nicht die »Transzendenz in die Tiefe« des Menschen rituell zugänglich gemacht wird, sondern die »Transzendenz in die Höhe«, also in die Welt »dahinter«.

Es steht außer Zweifel, dass jede dieser Dimensionen eines Rituals schon für sich genommen menschen dienlich sein kann. Zugleich liegt es in der inneren Dynamik der rituellen Erfahrungen der Menschheit, dass die Dimensionen zumeist in einer hohen Klugheit verwoben wurden. Rituale sind daher zumeist sowohl therapeutisch wie leuterreligiös wirkmächtig und damit in vielfältiger Weise menschen dienlich.

Rituale und Sakramente

● Rituale, so wird aber in christlichen Kirchen betont, sind noch keine Sakramente. Denn solche setzten »wahren« christlichen Glauben voraus. Der Wunsch nach einem religiösen Ritual legitimiere daher noch keine Spendung eines Sakraments. Geschehe dies, würden – welch

Missbrauch eines jesuanischen Wortes – Perlen vor die Schweine geworfen. Daher seien notfalls Sakramente zu verweigern. Und um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen, könnten ja den bloß Religiösen, aber Nichtglaubenden statt Sakramenten Ersatzrituale angeboten werden. Das klingt logisch, erweist sich aber in der Durchführung als höchst kompliziert. Erweist es sich doch schon allein schwierig, in einer konkreten Situation, also einem vorbereitenden Gespräch zu einer Trauung, einer Taufe (die Beerdigung als Sakramentalie fällt hier aus, wenngleich auch hier Seelsorgende Probleme haben) den Glauben festzustellen. Mit welchen Kriterien wird er gemessen? An der Mitgliedschaft, am Kirchgang? Oder genügt – wie die Kirche lange gelehrt und getan hat – die Bereitschaft zu tun, was die Kirche tut? Nimmt also nicht jeder von uns teil am Glauben der Kirche (diesen bekennen wir liturgisch, nicht nur den eigenen)? Wie äußert sich die Teilnahme? Zudem: Ist nicht jeder Mensch in seinem Glauben ein Leben lang in einem Auf und Ab, erlebt Schwächung und Stärkung? So richtig es also am theologischen Reißbrett ist, für eine zulässige Sakramentenspendung »wahren

»Begegnung mit dem Heiligen«

christlichen Glauben« einzuklagen: die Durchführung dieser klaren Erkenntnis ist sehr kompliziert, wenn man es sich theologisch nicht zu leicht macht und sowohl verantwortlich wie menschenfreundlich-wertschätzend bleibt.

So viel ist aber doch festzuhalten: Sowohl die therapeutische wie die leuterreligiöse Dimension stehen zur gläubigen Dimension eines Rituals/Sakraments neuerlich in einem ambivalenten Verhältnis. Sie sind einerseits durchaus kompatibel: Sonst hätte sich die christliche Tradition nicht so leicht getan, das

Kulturgut der Rituale in den eigenen Symbolkosmos einzubauen. Zugleich gibt es aber Widerspenstigkeiten. Die therapeutische wie die leuterreligiöse Dimension können gleichsam transzendenzarm verbleiben. Der Mensch bewegt sich dann in einer selbst konstruierten Welt. »Selbsteilung« geschieht, damit möglicherweise auch eine tragische Selbsttröstung. Dies ist wohl einer der Gründe dafür, dass gerade gute Therapeuten heute etwa bei der Bearbeitung biographisch destruktiv erlebter Schuldenerfahrung mit Seelsorgenden zusammenwirken, um eben den Heilungsvorgang auszuweiten aus der Begegnung des Menschen mit sich selbst hin auf eine Begegnung mit dem Heiligen, das fasziniert und erschauern macht in einem⁶ und eben darin heilt.

Eucharistie als Gottesgefahr

● Der Versuchung zur münchhausenhaften Selbsteilung im Rahmen des Rituals entspricht der zusätzliche Verdacht, dass Rituale mehr segnen als ändern, eher dem Bestehenden dienen als dem Aufbruch. Zur menschendienlichen Kraft der Liturgie gehört aber auch, dass sie wandelt: Personen wie Verhältnisse. Sonst verkommt Liturgie leicht zur religiösen Verbrämung des Faktischen, wird vor allem von jenen gesucht, die mit ihren Verhältnissen und sich selbst wohlzufrieden, bürgerlich also satt sind, oder für welche die Religion opiante Vertröstung inmitten unheiler und ungerechter Verhältnisse ist. Die marxistische Religionskritik ist noch keineswegs überholt.

Das Evangelium erleidet, so klagte bereits das Hoffnungsdokument der Gemeinsamen Synode in der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1975, einen »katastrophalen Mangel an Folgen«⁷. Die Versuchung gerade von Christen in reichen Gesellschaften ist sehr groß, die

Drohbotschaft des Evangeliums in eine billige Frohbotschaft zu verarmen. Damit ist nicht der sexual- und machneurotische Missbrauch des Evangeliums gegen die kleinen Leute in der Kir-

»Liturgie verkommt leicht
zur religiösen Verbrämung
des Faktischen«

che angesprochen. Gemeint ist vielmehr, dass wir uns aus einem unpassenden Gott einen uns passenden machen, der so verliebt wird, dass er mit unseren privaten und gesellschaftlichen Verhältnissen einverstanden sein muss. Zu allem sagt er etwas Gutes, was lateinisch *benedicere* heißt. Daher wünschen auch die Menschen, dass die Kirche alles gutheißt: die Banken, alle Lebensverhältnisse, die Kriege. Helmut Schüller klagte als noch streitbarer Caritasdirektor Österreichs darüber, dass die Zusammenkunft vieler Christen in den Pfarrgemeinden Wiens einem religiös verschönten sonntäglichen Konditoreibesuch glichen. Übertreibt er? Oder sagt es doch viel aus über den Zustand unserer gefahrlosen Gottesdienste, die wiederum nur in den theologischen Stuben als »gefährliche« Erinnerung beschrieben werden? Ist Liturgie wirklich ein Vorgang, in dem Menschen sich buchstäblich »in Gottesgefahr begeben«? Das liturgische Szenario weist noch in diese Richtung. Die Gaben, die zum Altar gebracht werden, stehen nicht zuletzt für uns und unsere Arbeit. Gottes Geist wird darüber herabgerufen, damit Wandlung geschieht. Unterbleibt sie aber nicht zumeist? Gehen wir anders hinaus als herein? Sagen wir nicht: Gott, verwandle die Gaben, aber uns lass in Ruh?

Geschieht dies, wird der Eucharistiefeyer ihre menschendienlich-diakonale Kraft geraubt.

Diese bestünde ja gerade in der Wandlung des Menschen. Die Eucharistie wäre gerade ein idealer Ort dafür. Denn manche – auch unter nur vermeintlich fortschrittlichen Theologen – setzen ja auf den ethischen Appell, um Menschen zu einem solidarischen Leben aus gewachsener Freiheit zu führen⁸. Sie übersehen dabei, dass die tiefste Resistenz dagegen, den starken Wunsch nach Solidarität in die solidarische Tat zu übersetzen, aus vielgesichtigen Ängsten an der Wurzel der Seele erwächst. Dem solidargelähmten Menschen nützt daher kein ethischer Appell. Das hat Paulus schon eingesehen, als er im Römerbrief beobachtet, dass er das Gute, das er will, nicht macht, aber das Böse, das er nicht will, andauernd tut (Röm 7,15-23). Er setzt dann aber nicht auf das Gesetz (den ethischen Appell), sondern auf Gnade, also auf Heilung als Entängstigung des Menschen an der Wurzel der Seele. Eben das könnte in der Eucharistiefeyer geschehen: Der Mensch, der tief eintaucht in das Kraftfeld Gottes, wird zunächst in seiner Tiefe heiler, angstärmer. Diese Verwandlung in der Tiefe ermächtigt ihn auch zu jener starken Freiheit, die einzige Grundlage belastbarer Solidarität ist. Eine Pastoraltheologie, der an solidarischen Menschen gelegen ist (was ein herausragendes Ziel ist und immer mehr wird), wird daher gerade der Tiefenwandlung im Geschehen der Eucharistie einen hohen Stellenwert geben. Neuerlich

»Heilung als Entängstigung«

erweist sich ein Gegensatz zwischen Liturgie und Diakonie nicht nur als unsinnig, sondern geradezu als diakonieschädigend.

Es ist hier nicht der Ort konkret zu beschreiben, wie die Gestaltung solcher mystisch-diakonaler Eucharistiefeyern aussehen

könnte. Entscheidend ist, dass es sich nicht nur um ein Zusammenkommen von Menschen handelt, die einander gern treffen (»religiös garnierter Konditoreibesuch«), sondern dass es darum geht, dass Menschen von der wandelnden Kraft des herabgerufenen Gottesgeistes erfasst werden. Es geht also in der Liturgie endlich wieder um eine »Gotteserfahrung aus erster Hand«, was immer das im Einzelnen auch bedeutet. Das verlangt auch nach einer neuen Kultur des Wortes, das nicht seine Wirkmacht durch inflationäre Verschwendung verlieren darf.⁹

Gestaltungsprinzipien

● In diesen pastoralliturgischen Überlegungen haben sich schon Gestaltungsprinzipien angedeutet, die abschließend in einer kleinen Prinzipienlehre zusammengestellt werden sollen.

Da ist zunächst ein *Prinzip der Liebe zum Fragment*. Die vielfältigen Dimensionen liturgisch-rituellen Geschehens sind jede für sich (unbeschadet ihrer Ambivalenz) zu schätzen. Das ist nicht zuletzt deshalb zu verlangen, weil ja diese vielfältigen Dimensionen immer in Menschen anwesend sind, die zunächst bedingungslose pastorale Akzeptanz verdienen. Jeder andere Umgang in einer pastoralen Begegnung widerspricht die Botschaft von der bedingungslosen Akzeptanz des Menschen (auch des Sünders) durch den uns in Jesus nahe gekommenen Gott, deren Verkündigung schon in der Stilisierung der Begegnung selbst anhebt.

Diesem Prinzip der Liebe zum Fragment ist ein *Prinzip des Wachstums* beizufügen. Es kann auch Prinzip der Gradualität genannt werden. Es wirbt dieses Prinzip für eine Art der Begegnung, in der sich entfalten kann, was in einer Person an Dimensionen noch fehlt. Dazu

kommt, dass sich im Zuge einer solch hegenden pastoralen Begegnung, die gärtnerisch pflanzt, umgräbt, begießt (1 Kor 3,6), also lebens- und wachstumsförderlich ist, auch die inneren Ambivalenzen der einzelnen Dimensionen liturgisch-rituellen Begehrens bearbeiten lassen. Die Versuchung der Selbsterlösung kann überwunden werden durch eine Öffnung des Menschen hin zu einer Begegnung mit dem entgegenkommenden befremdlichen und doch vertrauten Gott. Pastoral wird auf diesem Weg biophil, lebens- und wachstumsförderlich. Zum erwünschten Wachstum gehört nicht zuletzt auch, dass sich Menschen liturgisch so sehr in den Dienst Gottes an ihnen hineinwagen, dass ihr Leben in eine menschendienliche Gestalt umgewandelt wird.

Schließlich ist ein *Prinzip der Gewaltminderung* zu beachten. Nicht wenige Seelsorgende

»*bedingungslose Akzeptanz
mit Wachstumsintervention
verbinden*«

fühlen heute eine kulturelle Ohnmacht. Sie klagen darüber, dass Menschen sie »missbrauchen« zu Zeremonienmeistern bei Familienfeiern. Sie würden die Rituale nehmen, sich aber in der Folge auch nicht am Gemeindeleben und an der Gemeindegemeinschaft beteiligen. Das kränkt das Bedürfnis nach sozialer Macht: also in pastoralen Begegnungen etwas machen, gestalten, eine Entwicklung im Sinn des Evangeliums auslösen zu können. Die Versuchung, dann dieser »Leutemacht« eine »Seelsorgsmacht« entgegenzusetzen, ist real. Wir »verweigern« dann Sakramente – verweigern ist aber ein Wort aus dem Sprachspiel der Gewalt. Die hohe Kunst von Seelsorgenden besteht darin, bedingungslose Akzeptanz mit Wachs-

tumsintervention gewaltarm zu verbinden. Wer das nicht tut, wird ritueller Laxist (Klostermann meinte, solche Menschen würden dann »alle niedertaufen«) oder er wird pastoraler Gewalttäter. Desinteresse und Gewalt sind aber die ärgsten Feinde einer mystisch-diakonalen Pastoral.

¹ Vgl. Miklos Tomka/Paul M. Zulehner, Gott nach dem Kommunismus. Religion in den Reformländern Ost(Mit-)Europas, Ostfildern 1999.

² Hier ist auf die Arbeiten von Paul Ricoeur, Susanne Langer, Ernst Cassirer sowie Alfred Lorenzer zu verweisen, der die früheren Arbeiten aufgreift und weiterführt. Vgl. Alfred Lorenzer, Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik, Frankfurt 1981.

³ Bronislaw Malinowski, Magie, Wissenschaft und

Religion. Und andere Schriften, (Erstausgabe 1948) Frankfurt 1973, 32-38.

⁴ Vgl. Tomka/Zulehner, Gott nach dem Kommunismus.

⁵ Vgl. Alois Hahn, Soziologie der Paradiesesvorstellungen, Trierer Universitätsreden 7, Trier 1976

⁶ Vgl. Rudolf Otto, Das Heilige, München ³⁰1958.

⁷ Vgl. Unsere Hoffnung. Ein Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, hg. i. A. des Präsidiums von Ludvig Bertsch u.a., Bonn 1976.

⁸ Zu diesem inneren Zusammenhang zwischen Solidarität und Freiheit vgl. Paul M. Zulehner/Hermann Denz/Emmerich Talós/Anton Pelinka, Solidarität. Option für die Modernisierungsverlierer, Innsbruck ²1997.

⁹ Vgl. Paul M. Zulehner, Wie Musik zur Trauer ist eine Rede zur falschen Zeit (Sir 22,6). Wider den kirchlichen Wort-Durchfall, Ostfildern ²1998.